

# Im Zeichen Darwins

Autor(en): **Meyer, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **53 (1978)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-701192>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Im Zeichen Darwins

Das Jahrhundert begann mit einem Streit zwischen Kaiser und Papst. Seine Majestät Kaiser Wilhelm II., der damals weithin alles überherrschte, hatte, übrigens in Übereinstimmung mit dem Großteil der öffentlichen Meinung, den 1. Januar 1900 als den Beginn des neuen Jahrhunderts proklamiert. Papst Leo XIII. dagegen erklärte den 1. Januar 1901 zum Jahrhundertbeginn. Auch die stramm freisinnige «Thurgauer Zeitung» konnte nicht umhin, Seiner Heiligkeit recht zu geben, das allerdings zum Mißvergnügen weiter Leserkreise. Man hatte die Gegenreformation noch nicht ganz überwunden und lebte noch lebhaft in den Erinnerungen an die kaum recht zurückliegende Kulturkampfzeit.

Nicht mehr allzu heftig davon bewegt, saßen wir unser fünf oder sechs in der zweitobersten Klasse in der Lateinstunde beim gestrengen Schultheß. Es rasselte und prasselte auf den armen Füllemann nieder, der neben mir saß. Auf einmal erhebt sich Füllemann: «Ja, der Napoleon war auch kein guter Lateiner», kam es triumphierend aus seinem Munde. Wir staunten über die Kühnheit dieser Rebellion und freuten uns innerlich darüber, gespannt der Reaktion des gefürchteten Lehrers entgegenharrend. Die kam denn auch prompt und schlagartig: «Ist aber noch lange nicht gesagt, daß jeder miserable Lateiner, wie Sie, ein Napoleon werde.» Wir hielten uns für die nächsten drei Wochen fein säuberlich still ... Auf Füllemann schien es Schultheß überhaupt abgesehen zu haben. Es war bei der Horaz-Lektüre. Großartig und eindringlich die Interpretationen. Aber Füllemann bockte, und selbst die um sein Gesicht fuchtelnden Fäuste vermochten ihn nicht aus seiner Ruhe zu bringen. «Haben Sie die Schönheit dieses Gedichtes endlich begriffen, Füllemann?» Gelassen kam es zurück: «Ja, jetzt dann bald, Herrgottsackerment», und damit schob er die vor seinem Gesicht tanzenden Arme kühn hinweg. Es blieb

Schultheß, wenn er nicht handgreiflich werden wollte, nichts anderes übrig, als klein beizugeben.

Schultheß gehörte zu den Lehrern, die schlechthin imponierten. Es war darum eine Sensation, als er Urlaub nahm, um eine Griechenlandreise anzutreten. Damit kam ein erregendes Moment in den leicht stagnierenden, zur Monotonie neigenden Schulbetrieb, für das wir uns glücklich schätzten, wenn wir auch nicht mehr von dem Gewinn dieser Reise profitieren konnten. Zu unserem Bedauern wurde Schultheß bald darauf an die Universität Bern gewählt.

Doch schon regte sich auch in Frauenfeld Opposition gegen das humanistisch-klassische Bildungsideal. Das Vordringen der Naturwissenschaften hatte schon weitere Kreise außerhalb der Schule erfaßt und eine heilsame Unruhe geschaffen. Waren es vordem Astronomie und Physik gewesen, die ein neues Weltbild an die Stelle jahrtausendealter Vorstellungen gesetzt, so nun die biologischen Wissenschaften, die Darwinsche Evolutions- und Deszendenztheorie, die um so leidenschaftlicheren Anteil forderten, als sie, noch wenig geklärt damals und arg popularisiert, die Menschenwürde herabzusetzen, den Glauben beider Konfessionen zu bedrohen schienen. Überzeugter Verkünder der neuen Ideen war an der Kantonsschule Professor Stauffacher, mitreißend und begeisternd, der «Typ» geheißen, an Wertschätzung einem Dr. Schultheß durchaus das Gleichgewicht haltend. Es fehlte, außer an einigen musikalischen Darbietungen, noch an öffentlichen Vortragsveranstaltungen in dem stillen Frauenfeld. Es wurde darum wieder zu einem Ereignis, als von irgendwelchen Initianten zu einem Streitgespräch zwischen Stauffacher und Pfarrer Moppert aus dem Kurzdorf eingeladen wurde. Die Veranstaltung fand im Hotel «Bahnhof» statt. Als bezeichnend erschien uns, daß eher die kirchliche Seite zu Entgegenkommen und Kompromiß

bereit schien. So hatte sich uns jener Riß zwischen Glauben und Wissen in aller Schärfe erster Zusammenstöße aufgetan.

Noch einmal sollten wir, sogar zur Aktivität aufgerufen, in die Auseinandersetzungen der Zeit hineingezogen werden. Zu den vielgenannten, ebenso heftig kritisiert wie anerkannten Autoritäten gehörte damals Friedrich Wilhelm Foerster, Dozent für Moralphilosophie und Pädagogik in Zürich, wohl auch einer der meistgelesenen Autoren christlicher Haltung. Charakteristisch für Tenor und Gehalt seines Vortrages war ein Zitat von Tolstoi: «Wozu die ganzen technischen Erfindungen und Fortschritte, als daß wir im Schnellzug von Osten nach Westen durch Europa rasen, um in Paris zu erfahren, daß wir daselbst dieselben Schweine sind wie in St. Petersburg!» – Stauffacher fragte uns anderntags in der Chemiestunde nach Meinung und Urteil. Es gefiel ihm wohl, was wir sagten: daß der Vortragende Degenerationserscheinungen und moralischen Verfall auf die modernen Naturwissenschaften und ihre Auswirkungen glaube schieben zu können. «Dieser wortreiche Herr soll einmal auf Schusters Rappen von Zürich nach Frauenfeld kommen, dann habe ich vielleicht einigen Respekt vor ihm, wenn ich auch deswegen noch lange nicht überzeugt bin.»

Wenn heute die Kenntnis von Frisch und Dürrenmatt in den Deutschunterricht oberer Klassen als selbstverständlich hineingehört, so blieben wir damals literarisch hinter dem Mond daheim. Gotthelf, Keller, Meyer blieben uns vorenthalten, vom Naturalismus und seiner beginnenden Überwindung waren wir unberührt, und daß etwa Namen wie George, Nietzsche oder Rilke hätten genannt werden sollen, wäre zu viel verlangt gewesen. Abgesehen von Kameraden, denen Hauptmanns «Weber» mehr zwar nur vom Hörensagen als aus eigener Lektüre bekannt waren, war es ein kultivierter Mathematiklehrer, von dem Anre-

gungen aus dem Bereiche zeitgenössischer Literatur zu uns gelangten. Es war der noch recht jugendliche Dr. Karl Matter, der schon durch seine Kleidung und den noch steifen Stehumlegkragen aus dem Üblichen herausfiel. Durch ihn wurden wir etwa auf eine Neuerscheinung wie Frenßens «Hilligenlei» aufmerksam. Das gab eine willkommene Fortsetzung von Storm und der Husumerei, der wir uns spontan ergeben hatten. Matter huldigte jenen modernen pädagogischen Ansichten, wie sie sich etwa in dem nahen Landerziehungsheim Glarisegg auszuwirken begannen. Wir selber aber waren noch zu konservativ und festgefahren in der eigenen Schultradition, als daß wir uns für diese modernen Richtungen hätten interessieren können. Bei jedem schönen Wetter flogen die Glarisegger, eineweg als «Herrebüebli» verschrien, auf ihren Velos, mit den roten Tellermützen angetan, über Land, so recht ihre Ungebundenheit demonstrierend. Das ärgerte uns mehr, als daß es uns gewonnen oder verführt hätte. Denn wir trugen nicht ungerne unsere vorgeschriebenen blauen, steifen Mützen und am Mittwochnachmittag unsere Kadettenuniform. Kadetten waren wir fast alle mit Leib und Seele, und für den, der irgendwie es sich leisten konnte, war es auf dem Artilleriewaffenplatz Frauenfeld gegeben, einmal Offizier zu werden.

(Geschrieben 1966)